

Dokumentarfilm »... viel zuviel verschwiegen« (1992)

Maria Bühner

Abb. 1: Cover des Buchs zum Film »... viel zuviel verschwiegen«. Viel gelesenes Exemplar der Autorin



Gespräch von Ulrike Helwerth mit den Filmemacherinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz: »Ganz allmählich, ganz privat« (1992)

Der Dokumentarfilm »... Viel zu viel verschwiegen« erzählt von drei Generationen lesbischer Frauen in der DDR. Ulrike Helwerth sprach mit den Dokumentarfilmerinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz

taz: *Das Verdienst Ihres Filmes liegt für mich vor allem darin, daß Sie so viele und so verschiedene Frauen vor der Kamera zum Erzählen gebracht haben. War das schwierig?*

Christina Karstädt: Ja — und zeitaufwendig. Zum ersten Mal überhaupt haben Lesben aus der DDR so in der Öffentlichkeit über ihr Leben gesprochen. Das Problem lag zunächst darin, Frauen zu finden, die dazu bereit waren. Meistens lief der Kontakt über Bekannte, nach dem Schneeballprinzip. Dann haben wir natürlich lange Zeit daran gearbeitet, vertrauensvolle Beziehungen zu diesen Frauen aufzubauen, damit sie auch vor der Kamera ihre Lebendigkeit behalten konnten.

Anette von Zitzewitz: Mit einer haben wir monatelang Gespräche geführt — anhand ihres ganzen Fotomaterials, das vierzig Jahre dokumentiert. Trotzdem war bis in letzter Minute unsicher, ob sie vor der Kamera spricht oder nicht. Denn eine der großen Schwierigkeiten taucht in unserem Film gar nicht auf: Wir hatten es natürlich immer auch mit Paarbeziehungen zu tun und damit, ob die Freundin dazu bereit war. Das war bei den Älteren zum Teil ein Problem.

taz: Nach welchen Kriterien haben Sie Ihre Gesprächspartnerinnen ausgesucht?

Anette von Zitzewitz: Wir wollten jede Generation für sich sprechen lassen. Bei den Älteren war das schwierig, da haben wir die genommen, die bereit waren, sich vor die Kamera zu setzen. Bei den Jüngeren gab es natürlich mehr; da haben wir die ausgewählt, die unterschiedliche Gruppen oder Projekte repräsentieren — auch um diesen Bruch darzustellen zwischen der Individualisierung bis zu den siebziger Jahren und der öffentlichen Organisierung danach.

Christina Karstädt: Wichtig war auch, welche Geschichten uns die Frauen erzählen konnten, und wie diese Biographien miteinander zu einem Mosaik ver-

flochten werden können. Worüber eigentlich jede Frau gesprochen hat, war die Schwierigkeit, in der DDR ein gesundes Coming-out zu haben — in so einer moralisch rigiden Gesellschaft, in der es keine alternativen Lebensmodelle gab. Die Ausrichtung auf Heterosexualität, Berufstätigkeit, kleinbürgerliche Familie war noch schärfer als im Westen.

taz: Über ihren schmerzhaften und langwierigen Coming-out-Prozeß redet im Film eigentlich nur eine. Auch das sogenannte Private, also die Liebes- und Partnerinnenbeziehungen, kommt kaum zur Sprache.

Anette von Zitzewitz: Wir haben genommen, was die Frauen brachten. Und so stimmt es auch nicht ganz: Tommy und ihre Freundin kommen vor, und da ist die Paardynamik ja drin. Aber wir wollten diesen Aspekt auch nicht überbewerten.

taz: Es fehlen auch die Mütter.

Christina Karstädt: Das ist schwierig (sie lacht). Ich bin ja selbst Mutter und bin bei der Filmarbeit immer wieder auf die Schwierigkeiten einer Alleinerziehenden gestoßen worden. Deswegen habe ich bei der Arbeit versucht, mich von diesem Thema zu befreien, weil ich sonst überhaupt nicht mehr zu mir gekommen wäre. Außerdem ist es auch so komplex, daß ich es nicht so nebenbei abhandeln wollte und es daher lieber ganz rausgelassen habe. Wir haben auch mit keiner explizit über dieses Thema gesprochen. Aber ich denke schon, daß dies ein Defizit ist — auf jeden Fall. Weil viele Frauen im Film ja auch Kinder haben.

taz: Ein Schwerpunkt des Filmes liegt auf den Anfängen der Lesben- beziehungsweise Lesben- und -Schwulen-Gruppen Ende der siebziger Jahre. Gab es denn vorher bereits eine lesbische Subkultur in der DDR? Die 60jährige Tommy erzählt, daß sie und ihre Freundinnen immer nach Kreuzberg gingen, weil dort die einschlägigen Kneipen waren. Der Bau der Mauer 1961 hat dann dieses Beziehungsnetz von einem Tag auf den anderen zerrissen.

Anette von Zitzewitz: Auch im Osten haben sich gleich nach dem Krieg Lesbenkneipen etabliert, zum Beispiel am Spittelmarkt. Doch die Subkulturkneipen wurden dann bald geschlossen, und daraufhin sind etwa die Wirtinnen vom Spittelmarkt rübergezogen in die Oranienstraße und haben »Max und Moritz«

gegründet. Nach dem Mauerbau mußten die Frauen im Osten ihre eigenen Kreise aufbauen.

Christina Karstädt: Die lesbischen Strukturen im Osten bildeten sich nach dem Mauerbau ganz allmählich und privat: kleine Cliquen, manchmal mit Schwulen, die sich in Wohnungen trafen. Ende der sechziger Jahre gab es dann in Ost-Berlin die ersten Schwulenkneipen, die auch von Lesben besucht wurden. Sie fühlten sich dort aber nicht sonderlich wohl. Bis heute gibt es in Ost-Berlin fast ausschließlich Schwulenkneipen, von denen sich inzwischen die Lesben aber ziemlich entfernt haben. Weil es eben auch hin und wieder Gewalt gab von seiten der Schwulen gegenüber den Lesben.

taz: Eine Ihrer Gesprächspartnerinnen wurde 1961, nach dem Mauerbau, »aus politischen Gründen« verhaftet und saß drei Jahre im Knast. Sie sagt, daß im Mittelpunkt ihres Verhörs der »Tatbestand des Lesbisch-seins« gestanden habe. Galt Lesbianismus damals in der DDR als strafrechtliches Delikt?

Christina Karstädt: Nein. Nach 1945 wurde der Paragraph 175 in der der alten Weimarer Form wieder eingeführt und existierte bis 1968. Lesben waren also in dieser Zeit vom Strafrecht nicht betroffen. 1968 wurde der 175er durch den 151er ersetzt, damit waren die Lesben »gleichberechtigt«. Es ging um das Schutzalter Minderjähriger, das bei Heterosexuellen bei 16 und bei Homosexuellen bei 18 Jahren lag. Dieser Paragraph wurde 1989 vom Obersten Gericht der DDR abgeschafft.

taz: Sind Frauen auf Grundlage des Paragraphen 151 verurteilt worden?

Christina Karstädt: Ja, es gab Fälle, und wir haben ja auch eine Frau im Film. Sie war Erzieherin auf einem Jugendwerkhof und hatte ein 16jähriges Mädchen zu betreuen. Zwischen den beiden entwickelte sich eine Beziehung. Als das öffentlich wurde, war das für beide sehr schlimm. Das Mädchen trat im Prozeß als Zeugin auf, die Erzieherin wurde aus der Partei rausgeschmissen, bekam Berufsverbot und ein Jahr Haft auf Bewährung. Daneben liefen Verhöre, Untersuchungen, Psychiatrie, Repressalien. Das war 1983.

taz: Nach der Premiere Ihres Films gab es den Ruf: Wo bleibt die Erotik? Und eine Ihrer ältesten Gesprächspartnerinnen vermißte große Gefühle. Warum sind Ihre Frauen so kopflastig?

Anette von Zitzewitz: Das sind sie doch gar nicht! Die Frauen bringen auf ihre Art sehr viele Gefühle rein. Ich finde, sie waren sehr mutig. Und wir haben respektiert, daß sie nicht mehr sagten, als sie preisgeben wollten.

Christina Karstädt: Das ist meiner Erfahrung nach eine DDR-Spezifika — daß das Politische, das Öffentliche, das Rausgehen und Agieren ganz hoch bewertet wird. Während die meisten Menschen in der DDR mit den eigenen Gefühlen immer Schwierigkeiten hatten. Das Private wurde immer unter dem Tisch gehalten — als Refugium auch.

Anette von Zitzewitz: Aber für mich sind die Gefühle drin, bei jeder einzelnen. Warum löst der Film sonst so viele Emotionen aus?

taz: Weil jede Frau deutlich macht, daß sie — in ihrer Zeit und auf ihre Weise — sich dem Anpassungsdruck letztlich nicht gebeugt, sondern versucht hat, ihre Lebensweise und -wünsche zu realisieren und Netze zu bauen. Jede trägt damit einen Baustein zu dieser bislang ungeschriebenen »Herstory« bei. Das löst, denke ich, bei den ZuschauerInnen die Emotionen aus.

Anette von Zitzewitz: Jede als Lebenskünstlerin zu zeigen, diese Vielzahl lesbischer Lebensweisen zu dokumentieren, genau das war unser Interesse.

Quellenkommentar

Entgegen des Titels »Ganz allmählich, ganz privat« erzählt dieser Artikel, erschienen am 5. Juni 1992 in der linken Tageszeitung *taz*, eine ganz andere Geschichte — die von einem Wunsch nach Sichtbarkeit, Austausch zwischen Ost und West und auch der turbulenten Zeit der »langen Wende«.¹ Im Gespräch mit der Journalistin Ulrike Helwerth geben die beiden Filmemacherinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz Einblicke in die Arbeit an ihrem Dokumentarfilm »... viel zuviel verschwiegen« und dessen zentrale Themen. Der

¹ Ich schlage diesen Begriff in Anschluss an die Studie Kerstin Brückweh, Clemens Villinger und Kathrin Zöller, *Die lange Geschichte der »Wende«*. *Geschichtswissenschaft im Dialog* (Berlin: Ch. Links, 2020) vor, um hier besonders die Nachgeschichte des Systemwechsels und dessen längerfristige Auswirkungen auf Lebenswelten und aktivistische Strategien in den Blick zu nehmen.

Film hatte wenige Tage zuvor, am 16. Mai 1992, im Kino Babylon Berlin seine Premiere gefeiert. In dem Film teilen zwölf Frauen unterschiedlichen Alters ihre Erfahrungen als Lesben in der DDR. Die Protagonistinnen geben intime Einblicke in ihre Lebens- und Gefühlswelten, was den Film auch zu einer höchst interessanten alltags- und emotionshistorischen Quelle macht.² Das Anliegen der Filmemacherinnen war es, »biographische Geschichten zu erkunden und so eine soziale und politische Geschichte von Lesben in der DDR zu rekonstruieren.«³ Diesen Anspruch haben die beiden Filmemacherinnen mit dem Film und der Herausgabe des Sachbuchs *... viel zuviel verschwiegen. Eine historische Dokumentation von Lebensgeschichten lesbischer Frauen aus der Deutschen Demokratischen Republik* (1996) eingelöst. Das Buch ist eine erweiterte schriftliche Dokumentation des Films, in der die Interviews in voller Länge abgedruckt und durch zusätzliche Interviews, Archivdokumente und Fotografien ergänzt werden. Neben dem Überblickswerk *Un-Sichtbare Frauen. Lesben und ihre Emanzipation in der DDR* (1991) der ostdeutschen Aktivistin Ursula Sillge waren der Film und das dazugehörige Buch die erste und für viele Jahre auch einzige tiefergehende Auseinandersetzung mit der Geschichte von Lesben in der DDR.

Wie bereits angedeutet war die Entstehungszeit eine turbulente. Der Film war eine »Ost-West-Zusammenarbeit«⁴ und Teil der, oft auch konflikthaften, Annäherung zweier unterschiedlich gewachsener Lesbenbewegungen.⁵ Die freiberufliche Psychologin Anette von Zitzewitz lebte in Westberlin und fing mit der »Wende« an, sich in Form von Videoarbeiten mit dem DDR-Alltag und den dort lebenden Frauen zu beschäftigen. Christina Karstädt arbeitete als gelernte TV-Dramaturgin in Ostberlin und wollte nach der Auflösung des Deutschen Fernsehfunks 1991 selbstbestimmte Arbeitsweisen erkunden

-
- 2 Vgl. Maria Bühner, »How to remember Invisibility: Documentary Projects on Lesbians in the German Democratic Republic as Archives of Feelings«, in *Sexual Cultures in Germany in the 1970s: A Golden Age for Queers?*, herausgegeben von Janin Afken und Benedikt Wolf (Basingstoke und New York: Palgrave Macmillan), 241–265.
 - 3 Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz, *... viel zuviel verschwiegen. Eine Dokumentation von Lebensgeschichten lesbischer Frauen aus der Deutschen Demokratischen Republik* (Berlin: Hoho, 1996), 20.
 - 4 Karstädt und von Zitzewitz, *...viel zuviel verschwiegen*, 9.
 - 5 Vgl. Franziska Rauchut, »Lesben in Bewegung: Der Werdegang der DDR- und BRD-Lesbenbewegungen nach 1989«, in *Das Übersehenwerden hat Geschichte: Lesben in der DDR und in der friedlichen Revolution. Tagungsdokumentation*, hg. von Daniela Zocholl und Susanne Diehr (Halle (Saale) und Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt und Gunda-Werner-Institut, 2015), 70–83.

und sich mit ihrer eigenen und der DDR-Geschichte auseinandersetzen. Sie war zuvor in lesbisch-feministischen Zusammenhängen in der DDR aktiv gewesen und erlebte nun, wie lesbische Erfahrungen in der DDR unsichtbar und nur fragmentarisch dokumentiert wurden. Die beiden fanden über eine Anzeige zusammen und begannen im Frühjahr 1991 mit ihren Recherchen. In diesen ›Baseballschlägerjahren‹ kam es zu immer mehr Gewalt durch Neonazis, auch gegen queere Personen. Am 25. Mai 1991 überfiel eine Gruppe Neonazis das Frühlingsfest der International Lesbian & Gay Association im Gründerzeitmuseum in Berlin-Mahlsdorf. Organisiert hatte das Fest der Ostberliner Sonntags-Club, der ab 1986 als erste Gruppe in der DDR regelmäßig außerhalb der Evangelischen Kirche Veranstaltungen für queere Menschen anbot. Diese angespannte politische Situation beeinflusste auch das Filmprojekt. So fragten sich einige Protagonistinnen, ob es nicht zu gefährlich sei, als Lesben öffentlich sichtbar zu sein.⁶ Die Filmemacherinnen hingegen entschieden sich, besonders »lesbische Lebens- und Widerstandsformen sinnlich-konkret zu dokumentieren«⁷. Als Inspiration dafür dienten ihnen drei Dokumentationsfilme aus dem angloamerikanischen Raum – *Women Like Us* (1989), *Women like that* (1991) und *Before Stonewall* (1984). Die Vorstellung von der prinzipiellen Widerständigkeit von Lesben war zentral für die Lesbengeschichte in den 1970er und 1980er Jahren, wurde jedoch inzwischen als Mythos dekonstruiert.⁸

Eben jene Lesbengeschichte bediente sich intensiv der Methode Oral History. »Das Gespräch als pluralistische Methode der Erinnerungsarbeit und Geschichtsschreibung«⁹ wurde auch zentral für die Arbeit am Film. Im Interview mit Ulrike Helwerth schildern die Filmemacherinnen, wie intensiv die Arbeit mit den Protagonistinnen war, wie viel Beziehungsarbeit und Vertrauen es brauchte, sie vom öffentlichen Sprechen über ihre Leben zu bewegen. Sie bezogen die Zeitzeuginnen auch intensiv in den Dreh und den Schnitt des Materials ein und praktizierten so partizipative künstlerische Forschung.¹⁰

6 Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 19–21.

7 Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 10.

8 Vgl. Hanna Hacker, »Erinnerungen an die Möglichkeit einer Historiografie lesbischer Frauen und die queere Notwendigkeit ihres Verlusts,« *L'Homme. Z. F. G.* 28, Nr. 1 (2017): 78–79.

9 Elske Rosenfeld und Suza Husse. Vorwort. »In wildes wiederholen. material von unten. Dissidente Geschichten zwischen DDR und pOstdeutschland #1, hg. von Elske Rosenfeld und Suza Husse (Berlin: Archive Books und District Schule ohne Zentrum, 2019), 11.

10 Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 21.

In dem Film wurden dann diese einzelnen Erzählungen zu einem größerem Narrativ verwoben, »um diesen Bruch darzustellen zwischen der Individualisierung bis zu den siebziger Jahren und der öffentlichen Organisierung danach.« Es ist eine Geschichte von politischem Aufbruch als Antwort auf Marginalisierung.

Der Film entstand unter prekären Bedingungen und immer wieder waren die beiden Filmemacherinnen mit Homosexuellenfeindlichkeit konfrontiert: Eine Finanzierung war schwer zu finden auf Grund des Themas. Eine Zusage durch die Berliner Filmförderung der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten ermöglichte schließlich die Produktion. Es kam jedoch zu anhaltenden Konflikten mit der Produzentin, welche die beiden mit an Bord geholt hatten, die sogar in rechtlichen Auseinandersetzungen endeten. Sie stellten darüber hinaus fest: »Für Frauen- und Lesbenfilme gibt es keine entwickelte Infrastruktur – weder in den Förderungsgremien noch in Produktion und Vertrieb.«¹¹ Trotzdem stellten sie den Film bereits 1992 fertig und fanden mit der Edition Salzgeber einen Verleih. Nach der Premiere im Mai lief der Film in Ost- und Westdeutschland sowie einigen weiteren Ländern. Die Filmscreenings fanden oft in Frauenzentren statt. Die anschließenden Publikumsgespräche boten einen Raum für Austausch. Der Film trug auch zu einer Verständigung zwischen ost- und westdeutschen Lesben bei.¹² Es wurde im Publikumsgespräch aber auch Kritik an dem Film geäußert. So kritisierten beispielsweise Frauen aus dem Umfeld der afroamerikanischen Aktivistin Audre Lorde, dass es keine Schwarze Protagonistin gab.¹³ Auch in dem Interview werden Sexualität, Paarbeziehungen und auch lesbische Elternschaft als Leerstellen des Films markiert.

Die Fragen, die sich beim Lesen stellen, sind breit gefächert:

- Wie kann ein Austausch über Generationen und politische Differenzen hinweg aussehen?
- Wer wird (un-)sichtbar?

11 Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 23.

12 Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 23–24.

13 Vgl. FFBIZ-Archiv Berlin, M Rep. Berlin 20.1 Perspektiven auf 1989 – 2, Interview mit Christina Karstädt durchgeführt von Katja Koblitz und Lena Kühn am 23. März 2019 im Rahmen des Projektes »Friedliche Revolution«? Lesbisch-feministische Perspektiven auf 1989.

- Welches Potential haben künstlerisch-dokumentarische Auseinandersetzungen mit queerer Geschichte?
- Wie politisch sind queere Geschichten?
- Welche Rolle spielen Gefühle beim Forschen und der Rezeption?
- Was sind die (Arbeits-)Bedingungen unter denen queere Geschichten erforscht und sichtbar gemacht werden?